

Franz Werfel: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Novelle. (Kurt Wolff, Verlag München 1920.)

Als um 1912 Werfel bekannt und durch seine eigenartig weite Form, mehr noch durch die Weichheit und Hingabe seiner Empfindung berühmt wurde, als der Satz geprägt war, der sich seither in jedes Bürgerhirn eingenistet hat: „Von Goethe bis Werfel“, um die räumliche Begrenzung einer lyrischen Epoche (unglücklich) zu bezeichnen — da schien es gerechtfertigt, in Werfel den großen Dichter zu sehen. Aus dem erstarrten Ästhetentum der Nachläufer Georges und Rilkes erhob sich ein Mensch, parteiisch, sehnsüchtig, brüderlich. Ein Ethiker leidenschaftlichsten Maßes schien seine Leier genommen zu haben. Und die wundervollen Gedichte „Vater und Sohn“ usw. entstanden. Die Begeisterung, die er entfesselt, verbreiterte sich. Werfel wurde, ohne es zu verdienen, der Hausdichter. Gezwungen, seine ersten Ideen immer wieder abzuwandeln, wurde er zum „Enkel seiner eigenen Verse“ (Else Lasker-Schüler), seine große Geste vergrößerte sich, um den alten Schwung zu behalten, bewußt. Es zeigte sich, daß Werfels Bedeutsamstes, das Welterlösende, das Ethische in Konflikt trat zum Dichterischen. Er stand sich selbst gegenüber, ohne in neuen Erkenntnissen und Ideen fortzuschreiten. Um nicht zurückzusinken, warf er sich rollender in die Brust; aus dem brüderlichen Menschen wurde der ethische Pathetiker, dem nicht mehr vorbehaltslos geglaubt werden kann — nachdem mit den Ideen auch der dichterische Wert seiner Verse (nicht sanft, sondern) verödete in Wiederholungen.

Und nun die Novelle! Sie hat keine neuen Wege gewiesen. Sie hilft das langsam sich trübende Bild des Verfassers noch mehr zu verdunkeln. Und es tut weh, einen ungeheueren Schwung zum Anlauf sich auf

der Stelle erschöpfen zu sehen. Das Thema der Novelle umfaßt nichts als eine prosaische Wiederholung seiner schönsten Gedichte, die sich aus verblaßten Kindheits Erinnerungen, aus Spielplatzheimlichkeiten, aus bitteren Gegensätzen zwischen Vater und Sohn unendlich rührend bildeten. Hier wird die große Tragödie (Vater und Sohn) ganz hart, brutal und schließlich verzeihend und gütig geschildert. Das ist Werfel unzweifelhaft. Aber Werfel von einem anderen, einem Bekannten projiziert mit allen Abschwächungen einer öfteren Wiedergabe. Man fühlt in jedem Satze den Willen zur Epik, trotzdem bleibt alles spontan gezeichnet — das spräche für den Lyriker, nun aber — ist die Handlung so ausgesprochen linear, ihre Erfüllung wieder so subjektiv, daß sie sich der Novelle versagt, ohne deshalb Gedicht zu werden. Und doch ist das Werk schön, nicht gut; es steckt noch immer soviel Güte und Verstehen darin, daß man die Nachsicht, die plötzlich daraus aufleckt, als ungerechtfertigt übersehen will. Man will die straffe Zuspitzung, eben weil man sie zu stark empfindet, nicht fühlen und nur den erlösenden Hauch trinken, den man schon kennt, aber für ein wild Gewolltes nicht aufgeben will.

Kakuzo Okakura: Das Buch vom Tee. (Inselbücherei Nr. 274.)

Ein weiches östliches Buch über die Kultur des Tees von einem Japaner geschrieben. Die jahrhundertelange kluge Lebensästhetik des Chinesen und seines hingebenen Schülers Japan steigt auf, oft in reinem edlem Gegensatz zu unserer im Leben genug viel brutaleren abendländischen Art. Teismus, die Verkleidung und äußere Erfüllung des Taoismus, die Gegnerschaft zu Konfuzius, die zennistischen Gebräuche — all dies bildet sich um das Getränk, dem Okakura

das Werk des größten Chinesen, die Hedwig Federmann besorgte.

Die schwankenden Begriffe Tao und Tschü übersehte sie mit Geist und Tugend, ohne daß diese Ausdrücke sich mit den sonst gebräuchlichen Begriffen Geist und Tugend decken würden, sondern symbolischen Charakters das ewig geheimnisvolle raumumspannende Walten eines schöpferischen Geistes — „Geist Gottes, der über den Wassern schwebt“ — und seiner Auswirkung der Tugend — nicht Pflichterfüllung — bezeichnen. Dalago nannte Tao Anschluß, Tschü Weg. Beide Ausdrücke sind härter begrenzt und weniger umfassend.

Die Übersetzung ist, sehr unterstützt von Reim und Rhythmus, der schweren Gefahr, zu deutlich zu werden, überall entgangen. Religion ist nicht zu sagen und nicht zu benennen. Im Geheimnisvollen, im dunkel bildhaften Ausdruck drückt sich ihr Wesen allein aus. Die klare Bezeichnung ist die Verdeutlichung des Sichtbaren, Verstand und Wissenschaftensprungenen, die Sprache der Seele ist sie nie, weil deren letzte Regungen nicht beweislich, sondern nur zu ahnen und zu vergleichen sind.

„Durch die Namen erst wird man der Dinge Grenzen gewahr.
Wer diese Grenzen erkennt, entgeht aller Gefahr.
Des Geistes Bestimmung auf Erden:
Dem Strome gleich und dem Meer,
aller Wasser unendliches Ziel zu werden.“
(Pao-tse).
H. Z.

„Ostland“ Hermannstadt,
Jg. 1921, S. 581